In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 139. Posen, den 7. Dezember 1927. Nr. 139.

Der Seewolf.

Von Jack London.

3. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Aber er unterbrach mich: „Lassen wir das! Wollen Sie den Posten des Kajütsjungen übernehmen?“

Was sollte ich machen? Wenn ich mich brutal prügeln, vielleicht totschlagen ließ, nützte es mir auch nichts. Ich starrte in die grausamen Augen. Sie waren leer, kalt und grau wie das Meer selbst. „Nun?“

„Ja,“ sagte ich.

„Sagen Sie: „Jawohl, Käptn“!“

„Jawohl, Käptn!“ verbesserte ich mich.

„Wie heißen Sie?“

„Van Weyden, Käptn.“

„Vorname?“

„Humphrey, Käptn; Humphrey van Weyden.“

„Alter?“

„Fünfunddreißig, Käptn.“

„Das genügt. Gehen Sie zum Koch und lassen Sie sich über Ihre Pflichten unterweisen.“

Und so geschah es, daß ich in ein unfreiwilliges Dienstverhältnis zu Wolf Larsen trat. Er war stärker als ich, das war alles. Aber ich habe es weder damals noch später begriffen. Es wird mir immer als etwas Ungeheuerliches, als ein furchtbarer Alp erscheinen.

„Halt, warten Sie noch!“ Folgsam blieb ich stehen.

„Johansen, rufen Sie die ganze Mannschaft zusammen. Jetzt ist alles im reinen, und da ist es am besten, wenn wir gleich das Begräbnis vornehmen.“

Während Johansen die Wache heraufrief, legten ein paar Matrosen die eingenähte Leiche auf einen Lukendeckel.

Unter einem Begräbnis auf See hatte ich mir immer etwas sehr Feierliches vorgestellt, aber bei diesem Begräbnis schwanden meine Illusionen schnell und gründlich. Einer von den Jägern, ein kleiner, schwarzäugiger Mann, den seine Kameraden Smoke nannten, erzählte stark mit Flüchen gespickte Geschichten, und jeden Augenblick brach die ganze Jägergruppe in ein Gelächter aus, das in meinem Ohr wie ein Chor von Wölfen klang. Die Matrosen versammelten sich geräuschvoll. Auf ihren Zügen lag ein unheilverkündender, mürrischer Ausdruck. Es war deutlich zu sehen, daß die Aussicht auf eine Fahrt unter diesem Kapitän, die dazu noch unter so üblen Vorbedeutungen begonnen hatte, sie nicht lockte. Hin und wieder warfen sie verstohlene Blicke auf Wolf Larsen, und ich konnte merken, daß sie den Mann fürchteten.

Er schritt zum Lukendeckel, und alle Mützen wurden abgenommen. Ich ließ meinen Blick über sie schweifen — es waren zwanzig Mann, zweiundzwanzig mit dem Mann am Ruder und mir. Es ist wohl begreiflich, daß ich sie neugierig musterte, sollte es nun doch mein Schicksal sein, ihr Los, eingepfercht in diese schwimmende Miniaturwelt, wer weiß wie viele Wochen und Monate zu teilen. Die Matrosen bestanden hauptsächlich aus Engländern und Skandinaviern mit groben, ausdruckslosen Gesichtern. Die Jäger hingegen hatten scharfe, harte, von zügelloser Leidenschaft geprägte Züge. Merkwürdigerweise sah ich sofort, daß Wolf Larsens Gesicht nicht diesen Ausdruck von Verderbtheit hatte. Seine Miene war von einem Freimut und einer Offenheit, die durch seine Bartlosigkeit noch verstärkt wurde. Ich konnte — bis zum nächsten Zwischenfall — kaum glauben, daß dies derselbe Mann war, der den Kajütsjungen so behandelt hatte.

Er öffnete den Mund, um zu sprechen, aber in diesem Augenblick traf ein Windstoß nach dem andern den Schoner und preßte ihn auf die Seite. Der Wind heulte ein wildes Lied durch die Takelung. Die Reling auf Lee, wo der Tote lag, tauchte tief ins Wasser, und als der Schoner sich aufrichtete, wurden unsere Füße überspült. Ein Regenschauer ergoß sich über uns, und jeder Tropfen traf wie ein Hagelkorn. Als er vorüber war, begann Wolf Larsen zu sprechen, während die Leute im Takt des stampfenden Schiffes schwankten.

„Ich erinnere mich nur eines Teils des Rituals,“ sagte er, „nämlich: Und der Leichnam soll ins Meer geworfen werden. — Also hinein damit.“

Er schwieg. Die Leute, die den Lukendeckel hielten, waren verdutzt, verwirrt durch die Kürze der Zeremonie. Wütend fuhr er auf sie los:

„Hoch das Ende, zum Donnerwetter!“

Sie hoben schleunigst den Lukendeckel am oberen Ende. Und wie ein über Bord geworfener Hund flog der Tote ins Meer. Der Kohlensack an seinen Füßen zog ihn hinunter. Er war fort.

„Johansen,“ sagte Wolf Larsen kurz zu dem neuen Steuermann, „lassen Sie alle Mann, da sie gerade hier sind, an Deck bleiben. Wir bekommen einen tüchtigen Südwest.“ In einem Augenblick war das ganze Deck in Bewegung. Ich stellte mich an die Reling und starrte über die trostlosen, schäumenden Wogen hinweg auf die niedrigen Nebelbänke. Hin und wieder trieb eine Regenbö dazwischen und entzog den Nebel meinen Blicken. Und dieses seltsame Schiff zog mit seiner schrecklichen Besatzung vor prallen Segeln nach Südwest, über die weite Fläche des Stillen Ozeans.

*

Meine ersten Erlebnisse auf dem Robbenschoner „Ghost“ in der Zeit, während der ich mich meiner neuen Umgebung anzupassen suchte, waren eine Kette von Demütigungen und Leiden. Der Koch, von der Besatzung „Doktor“, von den Jägern „Tommy“ und von Wolf Larsen „Köchlein“ genannt, war wie ausgewechselt. Die Veränderung in meiner Stellung zog eine entsprechende Veränderung in seiner Art, mich zu behandeln, nach sich. So sklavisch und unterwürfig er vorher gewesen, so herrisch und streitsüchtig war er jetzt. In seiner Dummheit bestand er darauf, daß ich ihn Herr Mugridge nennen sollte. Meine ungeheure Unwissenheit in bezug auf Kartoffelschälen und das Auswaschen fettiger Kochtöpfe bildete für ihn eine Quelle unaufhörlicher spöttischer Verwunderung. Ich gestehe, daß ich ihn, ehe der Tag zu Ende war, mehr haßte, als ich je im Leben einen Menschen gehaßt hatte.

Dieser erste Tag wurde mir noch dadurch erschwert, daß die „Ghost“ unter gerefften Segeln durch einen

„brüllenden Südost" stampfte, wie Herr Mugridge sich ausdrückte. Um halbfünf deckte ich unter seiner Anleitung den Tisch in der Kajüte.

„Sieh dich vor, sonst kriegst du einen Guß ab," schärfte Herr Mugridge mir ein, als ich die Kombüse verließ, in der Hand einen ungeheuren Teekessel und unter dem anderen Arm mehrere frisch gebackene Brote. Einer der Jäger, ein großer gelenkiger Bursche namens Henderson, kam gerade in diesem Augenblick aus dem Zwischendeck. Wolf Larsen stand auf der Hütte und rauchte seine ewige Zigarre.

„Siehst du! Futsch ist er," schrie der Koch.

Ich blieb stehen, denn ich wußte nicht, was geschah. Ich sah nur, wie die Kombüsentür mit einem Knall zuflog. Dann sah ich Henderson wie einen Verrückten zum Großmast springen und hoch über meinem Kopf in die Takelung klettern. Ich sah auch noch eine riesige Woge, die schäumend hoch über der Reling stand. Ich befand mich direkt unter ihr. Meine Gedanken arbeiteten nur langsam; alles war so neu und fremd für mich. Ich wußte nichts, als daß Gefahr drohte. Bestürzt stand ich still. Da schrie Wolf Larsen von der Hütte: „Festhalten, Sie — Hump!"

Aber es war zu spät. Ehe ich mich an die Takelung angeklammert hatte, wurde ich von dem stürzenden Wasserschwall getroffen. Was dann geschah, weiß ich nicht recht. Ich befand mich unter Wasser, erstickte, ertrank. Die Füße glitten unter mir fort, ich wurde herumgewirbelt und Gott weiß wohin gefegt. Ich schlug gegen verschiedene harte Gegenstände, und einmal stieß ich mir mein rechtes Knie schrecklich. Dann schien das Wasser plötzlich zu verschwinden, und ich atmete wieder frische Luft. Der Schmerz in meinem Knie war furchtbar. Ich glaubte nicht auftreten zu können und war sicher, das Bein gebrochen zu haben. Aber der Koch hielt Umschau nach mir und schrie durch die Kombüsentür:

„Na du! Bleib nicht die ganze Nacht unterwegs! Wo ist der Teetopf? Ueber Bord? Dir wäre recht geschehen, wenn du dir den Hals gebrochen hättest! Gott straf mich, wenn du nicht ein elender Waschlappen bist. Und was greinst du? Hat seinem armen Beinchen weh getan, Mamas armer Liebling."

Ich greinte gar nicht, wenn mein Gesicht auch vor Schmerz zucken mochte. Aber ich bot meine ganze Energie auf, biß die Zähne zusammen und hinkte ohne weiteren Zwischenfall von der Kombüse nach der Kajüte und wieder zurück. Zweierlei aber hatte mir mein Unfall eingetragen: eine verletzte Kniescheibe, an der ich monatelang zu leiden hatte, und den Namen „Hump", den Wolf Larsen mir von der Hütte aus zugerufen hatte. Von jetzt an wurde ich vorn und achtern nicht anders als Hump genannt, bis der Name so in mein Bewußtsein überging, daß ich selbst in meinen Gedanken Hump war, als ob ich nie anders geheißen hätte.

Es war keine leichte Aufgabe, am Kajütentisch zu bedienen, an dem Wolf Larsen, Johansen und die sechs Jäger aßen. Die Kajüte selbst war sehr eng, und es war nicht leicht, sich bei dem heftigen Rollen und Stampfen des Schoners darin zu bewegen. Ich spürte durch die Kleidung hindurch, wie mein Knie immer mehr anschwoll, und ich war schwach und krank. Im Kajütenspiegel sah ich flüchtig mein Gesicht, das weiß, geisterhaft und von Schmerz verzerrt war. Alle müssen meinen Zustand bemerkt haben, aber keiner verlor ein Wort darüber oder nahm auch nur die geringste Notiz von mir.

Als ich spät abends ein tüchtiges Stück Arbeit hinter mir hatte, wurde ich zum Schlafen ins Zwischendeck geschickt, wo ich eine einfache Koje erhielt. Ich war froh, von der verhaßten Gegenwart des Kochs befreit zu sein und mich endlich niederlegen zu können. Zu meiner Ueberraschung waren mir die Kleider am Körper getrocknet, ohne daß ich Anzeichen einer Erkältung von dem letzten Sturzbad oder dem langen Schwimmbad nach dem Sinken der „Martinez" gespürt hätte. Unter gewöhnlichen Umständen wäre ich nach allem, was ich durchgemacht hatte, reif fürs Bett und eine Krankenschwester gewesen.

Aber mein Knie schmerzte furchtbar. Als ich auf dem Rand meiner Koje saß und das Bein untersuchte (die Jäger befanden sich alle im Zwischendeck, rauchten und schwatzten), warf Henderson einen Blick auf mein Knie.

„Sieht bös aus," bemerkte er. „Bind' dir 'n Lappen rum, dann wird's besser."

Das war alles. Aber ich muß diesen Männern Gerechtigkeit widerfahren lassen: ebenso gefühllos wie meinen Leiden waren sie auch ihren eigenen gegenüber, wenn ihnen einmal etwas zustieß.

Bei aller Müdigkeit — ich war wirklich erschöpft — hinderte mich der Schmerz im Knie am Schlafen. Alles, was ich tun konnte, war, daß ich mich mit aller Gewalt beherrschte, um nicht laut zu stöhnen.

Wie ich so dalag, machte ich mir natürlich Gedanken über meine Lage. Es war sicher einzig in seiner Art, kaum im Traum auszudenken, daß ich, Humphrey van Weyden, ein Mann von akademischer Bildung, mich hier auf der Fahrt mit einem Robbenfänger zur Beringsee befand. Mein ganzes Leben lang hatte ich keine schwere körperliche Arbeit getan. Ich hatte ein ruhiges, ereignisloses Leben geführt, mich mit Büchern beschäftigt und mein sicheres, behagliches Auskommen gehabt. Sport und Athletik hatten mich nie gereizt. Ich war stets ein Bücherwurm gewesen, so hatten Vater und Geschwister mich schon in meiner Kindheit genannt. Und nun hatte ich die trostlose Aussicht auf endloses Tischdecken, Kartoffelschälen und Geschirraufwaschen. Und dabei war ich nicht sehr kräftig. Zwar hatten die Aerzte gesagt, daß ich eine vorzügliche Konstitution besäße, aber ich hatte sie nie durch Uebung entwickelt. Ich hatte es vorgezogen, lieber den Kopf als den Körper zu gebrauchen, und nun saß ich hier in einer keineswegs geeigneten Verfassung für das rauhe Leben, das jetzt meiner harrte. Daneben gedachte ich aber auch meiner Mutter und meiner Geschwister und malte mir ihren Schmerz aus. Ich gehörte zu den vermißten Toten der „Martinez"-Katastrophe.

Inzwischen erkämpfte sich der Schoner „Ghost" seinen Weg, rollend und stampfend, hinauf auf die wogenden Berge und hinab in die schäumenden Täler, immer weiter hinein ins Herz des Pazifik —, und ich war auf ihm. Ich konnte den Wind dort oben hören. Wie ein gedämpftes Brausen drang er mir ans Ohr. Ab und zu stampften Füße über meinem Kopf. Von allen Seiten erklang ein unaufhörliches Knarren, das Holzwerk ächzte, quiekte und stöhnte in tausend Tonarten. Die Jäger stritten und brüllten. Die Luft schwirrte von Flüchen und Zoten. Ich konnte ihre zornigen, erhitzten Gesichter sehen, ins Riesenhafte verzerrt durch das krankhafte Gelb der Schiffslampen, die mit dem Schiffe hin und her schwankten. In dem trüben Tabakdunst wirkten die Kojen wie die Käfige in einer Menagerie. Oelzeug und Seestiefel hingen an den Wänden, hier und dort waren Gestelle mit Flinten und Büchsen angebracht. Es gemahnte an die Ausrüstung von Freibeutern und Piraten in vergangenen Zeiten. Ich ließ meiner Phantasie freien Lauf und konnte nicht schlafen. Es war eine lange, lange Nacht, ermüdend, unheimlich und endlos.

*

Aber meine erste Nacht im Zwischendeck war auch die letzte. Am nächsten Tage wurde Johansen, der neue Steuermann, von Wolf Larsen zum Schlafen ins Zwischendeck geschickt, während ich die Koje in der winzigen Kajüte erhielt. Den Grund des Wechsels erfuhren die Jäger bald, und er weckte ziemlich viel Unbehagen unter ihnen. Johansen schien im Schlaf die Ereignisse des Tages jede Nacht noch einmal zu durchleben. Sein unaufhörliches Reden, Schreien und Kommandieren war Wolf Larsen zuviel gewesen, und er hatte den lästigen Schlafgenossen deshalb zu seinen Jägern abgeschoben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nachbarn.

Von Erik Juel.

Mölberg befindet sich auf dem Heimweg. Die Sehnsucht treibt ihn. Seine Tasche ist voll Geld — oder richtiger gesagt — er hat das Geld auf der Bank liegen, er ist ein reicher Mann geworden und mit dem Gelde kam die Sehnsucht nach Kopenhagen.

Mehrere Wochen Reise aus Südamerika liegt hinter ihm.

„Das also ist Kopenhagen" denkt Mölberg. Er steht auf dem Königs-Neumarkt und sieht sich um.

„Herrgott", sagt er, und lächelt. Ist es die Freude des Wiedersehens, oder sind es die Dimensionen, die ihm diesen Ausbruch abnötigen? Er geht hinüber nach dem Königlichen Theater. — Was sie hier wohl spielen?

„Die Nachbarn" — steht auf dem Plakat. — „Nachbarn" — weiß der Himmel, das Stück habe ich ja auch als Kind schon gesehen — im selben Theater — steht die Welt denn eigentlich still? — denkt Mölberg. Irgendwas rührt sein Herz, irgendwas würgt in seiner Kehle, er führt die Hand zu den Augen.

„Ja", er ist zu Hause, das fühlt er „Ja, mein Gott, soll er denn den ersten Abend in Kopenhagen damit feiern, ins Königliche Theater zu gehen und „Die Nachbarn" zu sehen? Er erwischt noch das letzte Billett, alles ist ausverkauft — aber Frau Dahl ist erkrankt und darum kann er einen Platz auf dem Balkon erhalten. Frau Dahl? Kennt er denn Frau Dahl? Er durchforscht sein Gehirn nach diesem Namen. Sie ist also krank — nein — er kennt sie nicht. Sowas aber auch, daß er auf dem feinen Platz sitzen wird — damals als junger Mechaniker saß er immer nur auf der Galerie. Er verbringt den Tag damit, durch Kopenhagen zu bummeln, kommt auch nach Nörrebro in die Straße, in der das Haus seiner Kindheit steht. Da ist auch die Werkstatt — da war er in der Schmiedelehre.

Die Häuser stehen da noch alle — aber wo sind die Menschen, alle, die er kannte?

Mutter? Liegt schon lange auf dem Assistenzkirchhof. Vater — der lag ja schon lange im Grabe, noch bevor Mölberg in die Lehre kam.

Die Kameraden sind auch fort — in alle Winde verweht.

Zum Mittagessen geht er in ein großes Restaurant, in dasselbe Restaurant, in das er früher auch schon gegangen war und das er mit bewundernden Blicken betrachtet hatte.

Nun sitzt er da, und hat erreicht, worum er gekämpft hat.

Wie eine Bestie hat er gekämpft und gerungen — dort von woher er kommt. Nun sitzt er zu Hause — und fühlt sich heimlos, fremd. Nur gut, daß er heute abend ins Königliche Theater geht, in die „Nachbarn", sonst wäre seine Lage ganz verzweifelt gewesen . . .

Mit einer gewissen Beklommenheit betritt Mölberg in einem blitzfeinen Smoking den Balkon des Theaters. Er hat einen glänzenden Platz in der ersten Reihe, aber er fühlt sich nicht zu Hause. Er blickt in die Höhe, nach der Galerie, sieht Kopf an Kopf, nach vorn gereckt, um die Begünstigten da unten zu betrachten. Fast hätte Mölberg auch lieber da oben gesessen. Hier unten fühlt er sich zwischen den vielen Fremden, die sich kennen, sich zunicken, sich begrüßen, ganz fremd.

Die Damen in der Loge sprechen von Frau Dahl, die krank ist.

„Sieh," da sitzt Elvira Mathisen von der Plätterei in der Griffenfeldstraße. Eine Erinnerung erwacht in Mölberg. „Elvira!" die Tochter des Nachbarn, damals in der Griffenfeldstraße.

Herrgott, die kleine Elvira. Ist es denn möglich, daß sie es ist. Ist sie so groß geworden? Und jetzt sitzt sie da drüben in der ersten Reihe. Er nimmt ein Opernglas. Er erkennt Elvira. Ja, er glaubt bestimmt, sie zu erkennen. Sie hat kurzgeschnittenes Haar, fast wie damals, sie erhebt sich und hat die kurzen Röcke, wie damals, aber die kleine Evira ist doch groß geworden in der Zwischenzeit, muß jetzt wohl — ja, — muß wohl fünfundzwanzig Jahre oder mehr sein . . .

Aber der Vorhang geht auf und die Vorstellung nimmt ihren Anfang. Jedoch Mölberg ist mehr von seiner Nachbarin da oben gefesselt als von den „Nachbarn" da unten.

Elvira Mathisen aus der Griffenfeldstraße ist auch wirklich ein hübsches Mädchen in einem ausgeschnittenen Kleid von grüner Kunstseide mit Blumen auf der Schulter. Sie ist auch nicht unempfänglich für etwas harmlosen Flirt und lächelt gern dann und wann den Herrn im Smoking an, der sie so interessiert betrachtet. In der Pause wandelt sie im Foyer. Das tut Mölberg auch und die beiden begegnen sich.

„Nein, so etwas, kennen Sie mich?" fragt Elvira, als er sie mit Namen nennt und versucht eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Ja, das tue ich — Sie sind die kleine Elvira Mathisen aus der Griffenfeldstraße," sagt Mölberg in etwas gebrochenem Dänisch. — Die Garderobenfrauen und der Kontrolleur am Ausgang können absolut nicht verstehen, wie man mitten während der „Nachbarn" das Theater verlassen kann — mitten während der Vorstellung.

Auf dem Königs-Neumarkt haben sich Mölberg und Elvira schon untergefaßt, zwei Nachbarn seit langem, zwei Nachbarn aus der Griffenfeldstraße, die sich nach wechselvollem Schicksal wiedergefunden haben . . .

Die Mönche vom Berge Athos.

Auf steilem Felsen hoch über dem Meere liegt an der griechischen Küste die Mönchssiedlung vom Berge Athos. Vom Meere aus gesehen, scheinen es Vogelnester, bald in den Fels gehauen, bald kunstvoll in die Felsspalten gefügt und geklebt. Hier hausen noch heute seltsame Einsiedler, die das Mönchsgelübde der Abgeschiedenheit von der Welt und allen irdischen Freuden noch mit puritanischer und asketischer Genauigkeit befolgen.

Auf der östlichen Zunge der Halbinsel Chalcidice, die wie eine Hand ins Aegäische Meer hineinragt, liegt das Athosgebirge, das schon im Altertum eine große Gefahr für die Schiffahrt war. Der Perserkönig Xerxes, dessen Flotte am Vorgebirge von Athos mehrfach gescheitert war, als sie Griechenland erobern wollte, machte damals den vergeblichen Versuch, diesen Finger der Halbinsel an seiner schmalsten Stelle zu durchstechen. Aber auch dieser Kanaldurchstich mißlang. Auf der höchsten Spitze des Gebirges, auf dem Berge Athos, 2000 Meter hoch, gründeten im 8. Jahrhundert nach Christi Geburt die Mönche eine Kolonie, die noch heute als ein eigener Priesterstamm mit eigener Verfassung erhalten ist. Ein seltsames Gemisch von Gebäuden ist hier entstanden. Aus allen Teilen der Welt kamen Mönche hergewandert, und brachten mit ihrem Mönchsgelübde und ihrer Weltverachtung die seltsamsten Ideen und Erfahrungen mit. So entstand jener Wirrwarr von orientalischem und romantischem Stil und byzantischer und altklassischer Kunst. So entstanden Häuser im Stil der Tiroler Kirchdörfer neben griechischen Säulen, so wuchsen Agaven neben Malven, Pinien und Zedern neben Linden und Eichen. Kloster reihte sich an Kloster. Meist viereckige, nüchterne Gebäude, die mit der einen Wand an den Felsen gebaut und mit den Fenstern über die schroffen Felsen zum Meere blickten. Jahrzehntelang gab es überhaupt keinen Weg zu dieser Mönchskolonie. Der Besucher wurde an einem langen Seil in einem Flechtkorb heraufgewunden, und ebenso erhielten die Mönche den notwendigen Proviant. Noch heute ist der Aufstieg zum Berge Athos ein mühseliger, unganabarer Gebirgsweg.

Die Mönche vom Berge Athos zeichnen sich durch die besondere Härte ihrer asketischen Uebungen aus. Endlose Gottesdienste bei Tag und Nacht, strenge und weit ausgedehnte Fastenzeiten erfüllen das Dasein der Mönche. Selbst in der Nichtfastenzeit besteht die Nahrung fast nur in vegetarischer Kost, und nur selten kommen einmal getrocknete Fische und Eier auf die Holztische im Refektorium. Fleisch ist eine Ausnahme, deren sich oft die ältesten Mönche nicht entsinnen. Kein weibliches Wesen darf die Grenze dieses Mönchsstaates überschreiten oder gar die Klöster betreten. Die Mönche üben alle Verrichtungen selbst aus, ihre Hauptbeschäftigung besteht im Gartenbau und im Fischfang. Daneben wird Holzbildschnitzerei und Malerei von Heiligenbildern betrieben. Es ist ein rauhes Volk, das sich hier zusammengefunden hat, oft von der gestrengen Kirchendisziplin in diese strenge Einsamkeit verbannt, zumeist ohne ernste geistige Interessen, jedenfalls wird in der Geschichte dieser Mönchstaat niemals mit irgendeiner bedeutsamen Persönlichkeit in Zusammenhang gebracht, kein Künstler oder großer Religionslehrer, kein Sprachforscher oder Kunstgelehrter, kein großer Lehrer oder Astronom ist aus den Klöstern am Berge Athos hervorgegangen. Die Wissenschaften galten diesen Mönchen noch als zu weltlich und nicht Gott wohlgefällig. Im 18. Jahrhundert hat man einmal den Versuch gemacht, eine Akademie der Altphilologie und griechische Theologie auf dem Berge Athos zu gründen, aber aus Mangel an Teilnehmern ging sie bald wieder ein.

So hat sich dieser Mönchsstaat in seiner ganzen Mittelalterlichkeit erhalten, völlig unberührt vom Treiben der Welt, fern von aller Entwicklung und allem Fortschritt. Hier kennt man kein Telephon und kein Radio, keine Elektrizität und kein Auto, ihr Fahrstuhl ist ein Seil mit einem Netz daran, ihr weitester Weg reicht von der Klosterpforte steilabwärts zum Felsgestade des Meeres. Außer den Klostergebäuden gibt es nur noch eine Mühle und eine Schmiede und schließlich den Kirchhof.

Aber selbst diese Askese genügt einzelnen der Mönche noch nicht, und sie ziehen aus den Klöstern hinaus in die unwirtliche Einsamkeit der Berge, wo sie oft monatelang bei kärglichster Nahrung in Höhlen ihr Dasein fristen.

Der griechische Staat hat von jeher die Sonderexistenz des Mönchsstaates auf dem Berge Athos anerkannt und mischt sich weder in die Gerichtsbarkeit noch in die Gesetze jener Einsamen auf den schroffen Felsen des Athosgebirges.

Werner Dossenheim.

Der alte Perlenfischer.

Die merkwürdige Lebensgeschichte eines Europäers, der ausreiste nach Uebersee, von dem tropischen Leben festgehalten wurde und sich dort drüben eine zweite Heimat schuf, erzählt der Weltreisende Dr. Krarup Nielsen. Als junger Mann zog der „alte Billmann" aus, die vielen Jahre unter der Tropensonne haben ihn der Heimat fremd gemacht, die er seit dem Abschied von ihr nicht wiedergesehen. Er selber ist alt und grau geworden und tropenmüde, aber daheim sind alle, die ihn lieb hatten und auf seine Rückkehr warteten, gestorben oder in der Welt verschwunden, er weiß nichts mehr von ihnen, denn selten nur hat er geschrieben. Diese alten Bande sind längst zerschnitten, und er selber ist überzeugt, daß er in dem fremden Lande sterben wird, in das der Zufall ihn führte. Fern der Heimat!

In einer der sonnendurchglühten Straßen von Macassar steht ein kleines, zweistöckiges Haus, das das stolze Schild trägt: „Weißer Schwan" während die ganze übrige Straße nur aus Chinesenläden und kleinen chinesischen und japanischen Hotels und Wohnhäusern besteht. Auch der Name des Inhabers steht an der Tür: Billmann. Dieser Billmann ist ein ehemaliger Perlenfischer, der sich nach einem abenteuerreichen Leben in Macassar zur Ruhe gesetzt hat und von den bescheidenen Einnahmen lebt, die er durch Vermieten einiger Zimmer in seinem Hotel „Weißer Schwan" erzielt.

Als fünfzehnjähriger Bursche war er zur See gegangen mit einem Segelschiff, und bei dem ersten Teil der Fahrt hatte er in jedem Hafen geheult und gebettelt, man solle ihn heimschicken zur Mutter. Aber der Bootsmann hatte ihm mit dem Tauende diese Sehnsucht so gründlich ausgetrieben, daß er nie mehr zur Mutter zurückkehrte, obwohl er ihr einziger Sohn und der Vater tot war. Sogar der Briefwechsel zwischen Mutter und Sohn hörte bald auf, da ihre Briefe ihn vielfach nicht erreichten und er dann das Schreiben vergaß. Er kam nach Australien und versuchte sein Glück als Schafzüchter und Goldgräber, ging dann aber wieder zur See, diesmal mit einem Perlenfischboot, das zuerst bei den Osterinseln, später an der Küste von Australien Perlen fischte. Hier traf er mit dem früheren Goldgräber Eriksen zusammen, der als Taucher ausgebildet war. Dieser Mann ist als der Begründer der modernen Perlenfischerei anzusehen, denn er führte die europäische Taucherausrüstung ein, so daß es möglich wurde, in großen Tiefen nach Perlmuscheln zu fischen, während die Eingeborenen beim Tauchen nur wenige Meter tief gehen konnten.

Von den Anfängen der Perlenfischerei weiß Billmann interessante Einzelheiten zu erzählen. Damals verschafften sich die Perlenfischboote die nötigen Arbeitskräfte auf die einfache Weise, daß man auf den Inseln an Land ging und so viele von den Eingeborenen einfing, wie man brauchte. Man segelte dann mit ihnen davon und lehrte sie tauchen. Nach einem halben Jahr, wenn die Saison vorbei war, wurden diese Eingeborenen so gut gefüttert, daß sie dick und fett wurden; man versah sie mit Tabak, Glasperlen, Spiegeln und ähnlichem Kram und setzte sie wieder auf ihrer Insel ab, wo sie dann als vortreffliche Reklame für die Perlenfischerei umhergingen. Im nächsten Jahre rissen sich die Eingeborenen darum, von den Perlenfischbooten mitgenommen zu werden.

Billmann unternahm nun mit Taucherausrüstung und eigenem Boot selbständig die Perlenfischerei und begab sich in die holländisch-indischen Gewässer. Hier entdeckte er manchen guten Fischplatz und fand guten Verdienst, doch mußte er sich mit den eingeborenen Fürsten auseinandersetzen. Aber da er zu ehrlich war und seinen Fischplatz verriet, kamen ihm die Behörden dazwischen und schnappten ihm die große Chance vor der Nase weg. Er suchte dann neue Fischplätze und tat sich mit einem chinesischen Kaufmann zusammen, der den Verkauf der Perlen übernehmen sollte und dieses Geschäft in Singapore erledigte. Nach acht Monaten belief sich Billmanns Anteil an dem Ueberschuß auf 40 000 Mark, nach einer Abrechnung, die er von dem Sohn des Chinesen bekam. Er ließ das Geld aber in dem Geschäft stehen und kümmerte sich nicht um den Gewinn, sondern fischte ruhig mehrere Jahre weiter, da er sich ungefähr den Verdienst ausrechnen konnte, der auf ihn entfiel. Als er jedoch dann die Auszahlung seines Vermögens forderte, erklärte der Chinese, daß von einer Gewinnbeteiligung nie die Rede gewesen sei, er sei nur als Perlentaucher beschäftigt gewesen und solle als solcher seinen Lohn bekommen. Da kein Kontrakt aufgesetzt war, ließ sich nichts beweisen. Es kam zu einem langen Prozeß, in dem der Chinese den Anwalt Billmanns bestach und auf diese Weise siegte. Der alte Billmann ist nun zu arm, den Prozeß neu aufnehmen zu lassen. So wurde ihm die Frucht der Arbeit seiner besten Jahre gestohlen. Er mußte zunächst die mühselige Arbeit als Perlenfischer wieder aufnehmen, zum Teil sogar in fremdem Dienst. Nun, nachdem er zu alt geworden ist, weiter zu fischen, muß der „Weiße Schwan" ihn ernähren. Tausende von Perlenmuscheln haben seine Hände, als sie noch jung und kräftig waren, aus der Tiefe geholt, und manche kostbare Perle, die am Halse einer eleganten Frau schimmert, ist durch diese Hände geglitten, die jetzt alt und leer sind. Ihm ist nichts weiter geblieben als vergilbte Prozeßakten und die Erinnerung an ein buntes, wechselreiches Leben.

Die größte Ironie des Schicksals aber ist, daß dem „Hotel zum Weißen Schwan" gegenüber der betrügerische Chinese, der den Alten um sein Vermögen brachte, ein Konkurrenzhotel aufgemacht hat. So klein ist die große Welt!

Anekdoten von russischen Dichtern.

Im Klub erzählte ein Gutsbesitzer aus der Provinz, der sehr aufzuschneiden pflegte, während des Essens von einem in der Wolga gefangenen Stör und übertrieb seine Länge. „Direkt vor meinem Hause," log er, „zogen meine Leute den Stör aus dem Wasser. Sie werden es mir nicht glauben, aber ich versichere Sie, er reichte von hier . . . bis . . . " Der Gutsbesitzer streckte seinen Arm in der Richtung zum entgegengesetzten Ende der langen Tafel, wo der bekannte russische Fabeldichter Krylow saß. Krylow rückte mit seinem Stuhl beiseite und sagte: „Erlauben Sie, daß ich Platz mache, um Ihren Stör durchzulassen."

*

Der Besitzer des Hauses, in dem Krylow wohnte, setzte einen Mietvertrag auf und legte ihn dem Dichter vor.

In dem Vertrag stand unter anderem, daß Krylow verpflichtet sei, vorsichtig mit dem Feuer umzugehen. Sollte jedoch, was Gott verhüte, durch seine Unvorsichtigkeit das Haus in Brand geraten, dann habe er den vollen Wert des Hauses, nämlich 60 000 Rubel, zu bezahlen.

Krylow unterschrieb den Vertrag, fügte jedoch an die Zahl 60 000 noch zwei Nullen an, so daß sie 6 000 000 lautete.

„Bitte," sagte Krylow und reichte den Vertrag zurück, „ich bin mit allen Punkten einverstanden. Damit Sie jedoch ganz und gar beruhigt sind, habe ich statt 60 000 Rubel 6 000 000 eingesetzt. Für Sie wird es gut sein, und für mich ist es ganz gleich, denn ich kann weder die eine noch die andere Summe zahlen."

*

Bei einem Theaterskandal tat sich der durch sein Schauspiel: „Verstand schafft Leiden" unsterblich gewordene Dichter Gribojedow besonders hervor. Er pfiff, johlte und trampelte aus Leibeskräften, stets aufs trefflichste unterstützt von seinem Freunde, dem Musiker Aliabew. Um den Schreiern den Mund zu stopfen, begab sich der Polizeichef Rowinskij in Begleitung eines Polizisten zu Gribojedow und herrschte ihn an: „Wie heißen Sie?"

„Wozu denn?"

„Ich muß es wissen."

„Ich bin Gribojedow."

„Kusmin, schreib's auf!" sagte Rowinskij zu seinem Polizisten.

„Nun, und wie heißen Sie?" fragte Gribojedow seinerseits den Polizeichef.

„Was soll das heißen?"

„Ich will wissen, wer Sie sind?"

„Ich bin der Polizeichef Rowenskij."

„Aliabew! Schreib's auf!" sagte Gribojedow zu seinem Freunde und pfiff weiter.

Aus aller Welt.

82 Jahre bei einer Firma. Man hat schon von Menschen gehört, die 50, ja 60 Jahre ein und demselben Herrn treu gedient haben. Im patriarchischen Zeitalter des Alten Testaments hört man ja von noch längeren Dienstzeiten, aber für unser Zeitalter sind 82 Jahre bei der gleichen Firma wohl eine große Leistung. Am 12. November dieses Jahres ist in West-Bromwich, England, im 91. Lebensjahre John Hughes gestorben, nachdem er im September aus seiner Stellung als Generaldirektor einer Fabrik zur Herstellung von Waagen und Wiegeapparaten nach 82jähriger Dienstzeit zurückgetreten war. In England war vor langen Jahren die Schulpflicht noch nicht streng eingeführt. So trat John Hughes schon mit neun Jahren als Laufbursche bei der Firma ein. In 82 Jahren arbeitete er sich dann zum Posten eines Generaldirektors empor. Im Laufe seiner Dienstzeit hat Hughes eine Reihe von Patenten zur Verbesserung der Wiegeapparate erhalten, die von seiner Firma übernommen wurden. Das letzte Patent erhielt er noch im vorigen Jahre. Er hatte ein einfaches Rezept, um gesund zu bleiben und alt zu werden: ein zufriedenes Gemüt, feste Gewohnheiten, ein geregeltes Leben, zeitig zu Bett und nicht zu spät aufstehen, sowie ein tätiges Interesse an des Tages Arbeit. Sein Wahlspruch pflegte zu sein: „Wenn man seine Zeit gut benutzt, dann braucht man sich vor dem Altwerden nicht zu fürchten." Auch anderswo haben wir eine Reihe von Männern, die aus dem Arbeiterstande hervorgingen, darunter die Gründer der Firmen Krupp, Dürrkopp usw. Es ist nicht immer gesagt, daß in Industrie und Handel nur ein hochstudierter Mensch maßgebend ist; im Gegenteil, es sind schon oft aus dem Arbeiterstande bedeutende Industrie- und Handelsführer hervorgegangen, oft sogar ohne große Schulkenntnisse. Durch eifriges Selbststudium, durch eisernen Fleiß haben sie es im Leben zu einem Erfolg gebracht.

Die feinste Wolle der Welt. Die in Kaschmir, dem nordwestlich des Himalaja gelegenen Alpenhochlande, einheimischen Ziegen sind wegen ihrer feinen Wolle in der ganzen Welt berühmt. Das Winterkleid dieser Tiere, die, oft in Höhen bis zu 4000 Meter lebend, den Unbilden des Hochgebirgswinters ganz besonders ausgesetzt sind, muß denn auch außerordentlich warm sein, um die Ziegen vor dem Erfrieren zu bewahren. Wie fein die Winterwolle der Kaschmirziegen jedoch ist, beweist am deutlichsten die Tatsache, daß man aus dem Unterhaar der wild lebenden, sowie auch aus dem Feinhaar der als Haustiere gehaltenen Ziegen Gewebe herstellt, die so zart sind, daß ein aus dieser Wolle gewebter Schal von zwei Meter Breite sich leicht durch einen Fingerring ziehen läßt. Gleichzeitig sind diese sogenannten „Ringschals" doch auch so dicht, daß sie sehr warm halten.

Chaplin kommt wieder. Nicht persönlich, aber mit seinem neuesten Film „Zirkus", der fabelhaft gelungen sein soll und in dem Charlie Chaplin seinen tragischen Humor im Löwenkäfig zeigt. Der Film erlebt Februar 1928 seine deutsche Uraufführung im Berliner „Capitol", wo vor genau zwei Jahren sein letzter Film „Goldrausch" zuerst gelaufen ist.

Fröhliche Ecke.

Zahnarzt. Zink geht zum Zahnarzt. „Der Zahn muß gezogen werden," besieht der Arzt den Fall, „aber haben Sie keine Angst. Ich gebe Ihnen eine Einspritzung, und dann merken Sie überhaupt nichts." — „Erzählen Sie das einem andern," wehrt Zink ab, „ich bin selbst Zahnarzt."

Briefmarken. Dreier sammelt Briefmarken. Zeigt stolz jedem und jeder seine Sammlung. „Und jetzt," öffnet Dreier eine dreifach verschlossene Kassette, „das Glanzstück meiner Sammlung." Eine überaus seltene Marke kommt zum Vorschein. „Diese Marke ist zehntausend Mark wert." — „Zehntausend Mark?" — „Zehntausend Mark, wenn sie nicht leider falsch wäre," schließt Dreier bedauernd die Kassette.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.